

Gedanken sind zollfrei : Erinnerungen aus der Zeit des Sozialistengesetzes

Autor(en): **Wille, Bruno**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1908-1914]**

Band (Jahr): **22 (1914)**

Heft 11

PDF erstellt am: **14.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-406450>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

und soll ihnen alles nichts helfen. Das Volk selbst wird vom Kirchenregiment Rechenschaft fordern.

Die kirchlich-liberale Presse hat sich lediglich auf die Wiedergabe informatorischer Notizen beschränkt, ja den Pastor Luther zum Teil gedeckt, mit Ausnahme der braven „Berliner Volkszeitung“.

Auch im preussischen Abgeordnetenhaus, wo doch jetzt Traub und Graue als hervorragende Vertreter des kirchlichen Liberalismus sitzen, geschah nichts, gar nichts, um die Ungeheuerlichkeit des Falles Luther zur Sprache zu bringen. Wie immer sprang aber unser alter Kämpfe des Freidenkertums Adolf Hoffmann ein und fragte den Minister, ob er Kenntnis von diesen Vorgängen hätte. Herr von Trott zu Solz begnügte sich damit, wieder die „Nervosität“ des Herrn Luther zur Entschuldigung vorzubringen. Darauf schrieb der Verfasser dieses Briefes an den Minister „eingeschrieben“, „eigenhändig“, daß es sich weniger um die Nervosität, als darum handele, wie Luther diese Nervosität für einen Konfliktfall vorausgesetzt habe. Bei der 3. Beratung des Stats am 23. Mai ersuchte Herr Hoffmann nochmals um eine befriedigende Aufklärung — mit besonderer Bezugnahme auf den erwähnten Brief. Der Minister — schweig. — Ein Volk, das sich Derartiges bieten läßt, verdient die Behandlung, wie wir sie jetzt in Preußen erleben.

Das Gefängnis zum Preussischen Adler.

Von G. Tschirn (Breslau).

Unter diesem Titel veröffentlicht Bruno Wille als „selbsterlebte Schildbürgererei“ das, was ihm vor nun fast 20 Jahren der preussische Staat angetan, was uns allen untergefallen geblieben ist und was unvergänglich in unsere Geschichte eingegraben steht: seine Inhaftierung wegen Erteilung des freireligiösen Unterrichts. In der Einleitung singt Wille ein Loblied auf die Ferne, die uns alles Grobe, Schärfe, Harte in Duft und Farbe wandelt, daß es leuchtet wie durchsichtiger Hauch. So aus der verklärten Ferne führt er uns sein Erlebnis herauf. An zwei Jahrzehnte hat er gemartet, um das Aekend-Bittere der damaligen Erfahrungen aufzulösen in goldene Philosophie und goldenen Humor. Man muß fortwährend immer wieder aus Herzensgrund lachen, als ob man eine ganz spasshafte Geschichte voll tollsten Altes läse. Aber abgesehen von den eingestreuten ernst-philosophisch-dichterischen Zwischenbetrachtungen, erinnert einen doch auch das heiter dargestellte Tatsächliche manchmal daran, daß sich Empörendes zugetragen hat; und im lachenden Munde knirschen die Zähne da leise aufeinander.

Die Erzählung ist zuerst im Feuilleton der Frankfurter Zeitung erschienen. Nun hat der angesehenere Verlag E. Diederichs (Jena) dieselbe in Buchform herausgegeben, 240 Seiten stark (Preis 3 Mk. geb. 4 Mk.). Wenn schon manche Beurteiler gemeint haben, das Buch müsse wie eine Bombe in die heut wieder gespannten Verhältnisse unsrer Öffentlichkeit einschlagen, so werden erst recht die Freireligiösen und Freidenker ihre Hände voll begierigen Interesses nach der einzigartigen Historie ausstrecken. Neben den köstlichen Figuren des Friedrichshagener Amtsvorstehers, der den Infulpaten verhört, und des Gefangenewarters, Amtsdieners Bolle, den Wille oft grausam in Angstschweiß versetzt, neben all den verblüffenden Einzelheiten des Wille'schen Erlebnisses, die in ihrer Fülle und Drastik nicht einmal angedeutet werden können, sieht der Gesinnungsfreund bekannte Persönlichkeiten in blickartigen Streiflichtern auftauchen, den verstorbenen D. Friederici vom Berliner Gemeindevorstand und Ad. Hoffmann, den Schweizer Konrad (Ziegler), Wilh. Bölsche, Otto Erich Hartleben, Strindberg, die Friedrichshagener Literaten-Kolonie. Er fühlt mit Wil-

les Gattin, daß der Gefängnis-Scherz im tiefsten Grunde doch alles Andere, nur kein Scherz gewesen ist. Das Persönliche ist so fesselnd und lebendig, wie das Sachlich-Historische; und Eins ist ins Andere verwoben.

Ich weiß nicht, ob je schon einmal ein hart empfangener Verfolgungsschlag von dem Betroffenen so zum Gegenstand künstlerischen Empfindens und dichterischer Gestaltung gemacht worden ist, wie unser Wille diese Großtat poetischer Kraft vollbracht hat, dank seinem geduldbigen Warten und Reifen-Lassen, dank seiner Schau aus der Ferne, aus der Höhenweite aufs Tal, das er einst durchschritten. Diese Art, wie eine geistig-hochstehende Persönlichkeit die Faustgriffe kleinlichster Gewalt überlegen-lächelnd von sich abgleiten läßt, ja sich zum Genuße verwerdet, ist eine ganz neue Nachweisform für das Vergebliche der Geistesunterdrückung durch Drohung, Zwang und Kerker.

Der freireligiöse Jugendunterricht steht jetzt wieder in allerlei deutschen Staaten auf der öffentlichen und parlamentarischen Tagesordnung. Ich wünschte, der Diederich'sche Verlag schickte Willes Buch an ein paar hundert Landtagsabgeordnete und an sämtliche Kultusministerien unsers Vaterlandes, ans preussische natürlich zuerst. Voraussichtlich wird man das Buch aber wohl auch ohnedies in den Ministerien lesen; — ob auch daraus lernen? — die Verlegenheit ist groß!

Gedanken sind zollfrei.

Erinnerung aus der Zeit des Sozialistengesetzes.

Von Dr. Bruno Wille (Friedrichshagen).

Gegen die Lösung „Gedanken sind zollfrei“ verging sich in einer besonders schönen Weise das 1878 verhängte und 1890 endlich aufgehobene *U s n a m e g e g e n* die „gemeingefährlichen“ Verreibungen der Sozialdemokratie. Kein Wunder, wenn es selbst in den Reihen sonst reichstreuer Bürger eine gewisse Opposition erregte. Schriftsteller und Angehörige der „Gelehrtenrepublik“ müssen sich seit Lessing, Schiller, Kant und Fichte völlig klar darüber sein, daß es ebenso unsinnig und erfolglos wie gemein ist, Ueberzeugungen und politische Bestrebungen mit dem Büttel und Gefängniswörter zu bekämpfen, anstatt rein geistige Waffen anzuwenden. Frei sollen die Ideen mit einander konkurrieren; nur aus einem ungestörten, rein geistigen „Kampfe ums Dasein“ kann die rechte Auslese der tüchtigen Ideen, der Sieg der Wahrheit über den Irrtum, hervorgehn.

Nach Paul Heyse's Tode wurde von sozialdemokratischer Seite, von dem durchaus glaubwürdigen Expedienten des „Sozialdemokraten“, berichtet, Heyse, der doch gewiß nicht zu den „Genossen“, sondern zu den „nationalen Patrioten“ gehörte, habe sich während des Sozialistengesetzes jahrelang als Dedadresse hergegeben zur Einschmuggelung dieser streng verpönten Züricher Zeitschrift. Der „Statthalter Goethes“, der weltberühmte, mit dem Nobelpreis gekrönte Dichter, dem deutsche Fürsten gehuldigt haben, hat sich also nicht allein gegen ein Reichsgesetz systematisch vergangen, sondern geradezu den roten „Umstürzlern“ geholfen — diese Mär gereichte vielen Staatsbürgern zur Verstärkung, und sie suchten sich durch Ruße zu helfen wie: „Unglaublich! Erliegen!“ Es gibt aber genug Kenner des Menschenherzens und der Zeitverhältnisse, die von der Mär durchaus nicht verblüfft, sondern zu einem stillen Schmunzeln und Kopfnicken angeregt wurden. Zu diesen gehört der Verfasser dieser Notiz. Auch er weiß von einer Ideen-Schmuggelerei unter dem Sozialistengesetz zu berichten, und der Schmuggler war eine Berühmtheit der Geisteswelt.

Im Jahre 1886 wollte ich, nach Absolvierung meiner Universitätsstudien und Militärpflichten, in Bukarest als Hauslehrer. Schon als Bonner Fuchs, besonders infolge meines freundschaftlichen Verkehrs mit dem „Arbeiterphilosophen“ Josef Dietzgen, war ich in die Ideenwelt des Sozialismus eingebrungen, obwohl dessen wertvollste Schriften verboten waren. Hatte ich längst danach getrachtet, Lassalles Werke kennen zu lernen, so fand ich erst im Ausland dazu Gelegenheit. Ich ließ mir die „Sämtlichen Schriften“ dieses Volkstribunen aus Newyork nach Bukarest kommen, und sie verfehlten nicht ihre zündende Wirkung. Eine Reise nach Konstantinopel sollte meinen Aufenthalt in Rumänien krönend abschließen, dann wollte ich wieder heim ins gute Deutsch-

Land, getrieben von jener Sehnsucht nach „Sauerkraut und blonden Predigerstöckern“, die selbst dem halbfranzösischen Verfasser des „Wintermärchens“ nicht erspart geblieben. Beim Baden meiner Habe starzte ich auf Lassalle's Schriften. Wie sollte ich die nach Deutschland bringen? Meinem Hauptkoffer, der als Frachtgut nach Berlin ging, konnte ich sie nicht anvertrauen, weil ihn die Zollbeamten durchsuchen würden. Im Hauptkoffer, den ich zunächst mit nach Konstantinopel nahm, waren sie nicht minder gefährdet, sobald ich über die Deutsche Grenze wollte — falls nicht bereits türkische oder russische (ich wollte gern über Rußland reisen) Donaniers die Konfiskation vorgenommen hätten. Einen Ausweg aus der Klemme brachte der Zufall — wie ja überhaupt ein junger Mensch, der gern neue Beziehungen sucht, des öfteren „Dusel“ hat. Ich hörte, Heinrich Kiepert, der berühmte Geograph, Professor an der Universität Berlin, sei in Bukarest, wolle ebenfalls nach Konstantinopel, des Weiteren auch noch eine kartographische Expedition durch Anatolien unternehmen. Ich stellte mich ihm vor und gewann seine Sympathie, so daß er mir vorzuschlug, gemeinsam mit ihm zu reisen. Kleine praktische Dienste, die ich ihm nun erwies, wie Knopf-Annähen, Reparieren seines Thermometers, sogar seines Zahngewisses, veranlaßten ihn, mich zum Begleiter und Helfer für seine anatolische Expedition zu gewinnen. Ich war vergnügt wie der Zaunkönig des Märchens, als dieser, ins Gefieder des Adlers verflochten, sich zur Höhe tragen ließ. Wäre bloß nicht das verfluchte Sozialistengesetz gewesen und die Sorge um meinen teuren Lassalle! Durfte ich es wagen, Kiepert um Rat anzugehen? Würde der königlich preussische Professor und nationalliberale Patriot nicht entrüstet abriicken, sobald er hörte, was für rote Kontrebande ich im Koffer führte?

Aber was geschah? In einer politischen Unterhaltung entpuppte sich Kiepert als ein scharfloser Gegner Bismarcks, und da ich auf das Sozialistengesetz hindeutete, wurde er geradezu wütend über diese „verlogene Mache“, diese „schmachvolle Geisteshygiene“ — so oder doch ganz ähnlich drückte er sich aus. Nun holte ich aus meinem Handkoffer den Lassalle: „Dies ist nichts als Geist, und was für welcher — das werden Sie ohne Weiteres anerkennen, Herr Professor! Nun raten Sie mir: Wie bringe ich diesen Geist über die vor „Umsturz“ streng besetzte deutsche Grenze?“ — „Sehr einfach!“ entgegnete Kiepert schlagfertig; „geben Sie mir den Lassalle, und wenn Sie in Berlin sind, holen Sie ihn von mir ab.“ Ich fragte nicht lange „wie?“, vertrauensvoll gab ich Lassalle dem hilfsbereiten Manne der Wissenschaft, und mir plumpfte ein Stein vom Herzen.

Nach köstlichen Streifereien, die uns zu Pferde durch fast unbekannte Gegenden Anatoliens geführt hatten, war ich über's Schwarze Meer und dann durch Rußland gereist; als endlich in Schleien grünröthige Zollbeamten meinen Koffer durchschnüffelten, fanden sie nichts Anstößiges darin — nur eine türkische Pfeife, für die ich 22 Pfennige Zoll bezahlen mußte. Ich lächelte, Heines Werke summten mir durch den Sinn:

„Ihr Toren, die ihr im Koffer sucht —

Dier werdet ihr nichts entdecken!

Die Kontrebande, die mit mir reist,

Die hab ich im Kopfe stecken.“

Aus dem Kopfe sind mir in der Tat etliche Rezerenien entsprungen. Deren Zingste, betitelt „Das Gefängnis zum preussischen Adler, eine selbstlerbete Schildbürgerei“, erzählt unter anderem von einer „ollen Konfervenliste“, aus der verstaubte, uralte Kabinettsordres hervorgekramt werden und schließlich Sanft Bürokratie als gespensterhafter Aktuarus hervorsteigt. In einem preiswürdigen Gegenstück zur preussischen Konfervenliste, nämlich in einer Kiste, die mit dem Reichsadler geziert war, ist vor 28 Jahren mein Lassalle ins Deutsche Reich geschmuggelt worden. Eine gewaltige Eisenkiste war's und gehörte der kaiserlich deutschen Gesandtschaft in Konstantinopel. Auf der Eisenbahn pflegte sie zwischen Berlin und Konstantinopel hin und her zu fahren, ohne daß sie von irgend einer Grenzbehörde geöffnet werden durfte. Ihr Inhalt waren politische Akten und allerlei Gebrauchsgegenstände, die prompt, zollfrei, ja kostenlos befördert wurden. Aus Gefälligkeit tat der deutsche Gesandte gelegentlich auch Pakete befreundeter oder hochansehnlicher Personen in die sakrosankte Eisenkiste, und diese Gelegenheit benutzte Kiepert, um meinen Lassalle an seine Adresse nach Berlin zu befördern. Als ich etliche Wochen später die Wohnung des guten Professors Kiepert in der Lindenstraße besuchte, gab er mir schmunzelnd mein Eigentum — die staatsgefährliche Ideenbombe „Lassalle“ unter dem Schutze des Reichsadlers zum Herzen des Vaterlandes geschmuggelt. Ich dachte an die Post vom alten Nachtwächter, dessen junges Weib mit einem Galan teufelmachtelt; der Gatte läuft eifersüchtig zwischen den Weiden hin und her und befördert ahnungslos die Liebesbriefe, die ihm auf den Rücken geklebt sind. — Sei kein tölpelhafter Nachtwächter, Staat; man überlistet dich doch, und du hast zum Schaden noch den Spott.

„Denn die Gedanken
Zerbrehen die Schranken
Der Tyrannei —
Die Gedanken sind frei!“

Hebrigns wird's nicht allzu lange mehr dauern, und all gemein üblich ist die Praxis jener Eienkiste, die zollfrei, unverletzlich, sakrosankt zwischen den Völkern, zwischen allen Menschen hin und herfährt und nebst andern netten Gütern erlösende Gedanken mitteilt.

Streiflichter.

Die staatliche Unterstützung der Kirchen in Preußen ist von Jahr zu Jahr gewachsen. Die evangelische Kirche in Preußen einschließlich der Militärseelsorge erhält heute vom Staat 30 587 477 Mk., die katholische Kirche 11 705 095 Mk., insgesamt wird also heute für die Zwecke dieser beiden bevorrechtigten Kirchen in Preußen die Summe von 42 293 572 Mk. ausgegeben. Damit ist die materielle Unterstützung der privilegierten Kirchen durch öffentliche Körperschaften aber noch lange nicht erschöpft, denn sie werden von einzelnen Gemeinden mit Zuschüssen versehen, die sich in ihrer Gesamtheit nicht feststellen lassen. Die Leistungen des preussischen Staates für die evangelische Kirche betrugen 1879 beim Zusammentritt der ersten Generalsynode nur 4 Millionen Mark, im Jahre 1910 bereits 10 Millionen Mark, und jetzt 30 1/2 Million Mark. Alle diese Zuschüsse des Staates an die beiden Kirchen finden ihre rechtliche Begründung nicht in einem alten Dotationsrecht, nicht in den Säkularisationen im Anfang des vorigen Jahrhunderts. Ebenjowenig beruht die rechtliche Sicherheit dieser Zuschüsse von seiten des Staates auf den Kabinettsordern vom 28. Februar oder vom 28. März 1845 oder vom 15. Januar 1847. Auch kann man sich nicht auf den früheren § 15 in der preussischen Verfassung berufen. Vielmehr liegt die Sache so, daß es sich allerdings um dauernde, aber nur um einseitige staatsrechtliche Bindungen handelt, und daß der Rechtsgrund für diese Aufwendungen nicht in irgend einem bestimmten, den Staat verpflichtenden Rechtsakt besteht, sondern in einem Staatsgewohnheitsrecht. — Umso beachtenswerter ist es bei diesen starken Zuschüssen, die der Staat den Kirchen gibt, daß den politischen Organen, die diese Gelder bewilligen, jede Kontrolle über die Verwaltung und Verwertung dieser Mittel entzogen ist. Außerdem führt das Kirchenregiment über die öffentlichen Zuschüsse keine öffentliche Rechnung. Diese privilegierten Kirchengemeinschaften besitzen in Preußen Staatseinkommensteuerfreiheit und Vermögenssteuerfreiheit des Kirchenvermögens, Gemeindecinkommensteuerfreiheit von gottesdienstlichen Gebäuden und Pfarrhäusern, Gemeindegrund- und Gebäudesteuerfreiheit für gottesdienstliche Gebäude unmittelbar diesem Zweck dienende Grundstücke. Ferner sind sie von allen staatlichen Stempelsteuern und manchen anderen Abgaben ausdrücklich befreit. Die materielle Unterstützung der Kirchen ist also alles in allem gerechnet in Preußen mit wenigstens 50 Millionen Mark zu veranschlagen, eine Summe, die sich schon sehen lassen kann.

Mehr Pfarrstellen als Volksschulen! Der vorliegende preussische Kultusetat enthält manche interessante Zahl, die unsere politischen Verhältnisse sehr eindeutig kennzeichnen. So ist es interessant zu ersehen, daß in Preußen für die Errichtung neuer Pfarrstellen die Summe von 1 600 000 Mk., für die Errichtung und Begründung neuer Schulstellen dagegen 120 000 Mk. gefordert werden. Das alles zu derselben Zeit, wo angesichts der Kirchennot die Geistlichkeit selber einen Notschrei nach dem andern ausstößt über die zunehmende Verödung der Kirchen in den Städten und auf dem Lande.

Ein würdiger Diener seines Herrn. In dem Städtchen Bessen meinte in der Diskussion einer Kirchenaustrittsversammlung der Superintendent des Ortes, Schmidt, als Diener seines Herrn Jesu Christ, der mit Milde über die Erde gewandelt sei, dürfe er nicht scharf reden, sondern müsse milde sein. In selbstlicher Anwendung solcher christlichen Milde meinte er dann, an Orten, wo das Christentum noch fest im Volke wurzele, werde man die Redner des Unglaubens mit Knütteln fortjagen. Die ihm gewährte Redefreiheit mißbrauchte er zu einer beinahe zweifelhaflichen Rede, jedoch man jeitnewegen gezwungen war, die Versammlung zu vertagen. Bei der Fortsetzung hatte der Seelenhirte aber Urlaub und konnte nicht anwesend sein. Selbst der ihm unterstellte zweite Geistliche, Völke, konnte nicht umhin in dieser Versammlung zuzugeben, daß der Herr Superintendent sich „verhauen“ habe, während er dem Referenten für seine Sachlichkeit Dank zollte. Er meinte sogar, daß die Arbeiter es nicht so gut wissen können wie die Pastoren, wieviel an der Staatskirche auszufehen sei. Das läßt tief blicken!